

Feuilleton

Einige Beobachtungen zum Filmschaffen von Ken Russell
Die Popstars von Franz Liszt bis zu The Who

Das Fernsehen stand am Anfang seiner Karriere als Regisseur. Und eine Ironie des Schicksals will es, dass das Fernsehen offenbar auch die Spätwirkung des 1927 an der Südküste Englands geborenen Ken Russell bestimmt: Die meisten seiner Filme sind heute allenfalls in den Nachtprogrammen der Kultursender zu sehen und bleiben dem breiten Kinopublikum verborgen, obwohl sie fürs grosse Kinoformat gedreht wurden.

Von Sigfried Schibli

Filme wie «Lisztomania», «Tommy» und «Women in Love» begründeten Ken Russells Weltruhm, aber das schnelllebige Kommerz kino von heute tut sich schwer mit Produktionen, die sich kaum in die Genre-Gärtchen des Dokumentarischen und Fiktionalen einpassen lassen und die häufiger befremden als unterhalten.

Ken Russell ist das Filmen nicht in die Wiege gelegt worden. Er diente während des Zweiten Weltkriegs in der britischen Handelsmarine, war danach Elektriker und Leiter eines Musikcorps der Royal Air Force. Auch als Tänzer und Schauspieler hat er sich versucht. Seinen künstlerischen Durchbruch erlebte er, nachdem er 1957 begonnen hatte, Kurzfilme für die BBC zu drehen. Dem musikbegabten und an Künstlerschicksalen interessierten Russell vertraute man mit Vorliebe Künstlerthemen an, die er in einer unkonventionellen «halbdokumentarischen» Weise verarbeitete: die Komponisten Edward Elgar, Sergej Prokofjew, Frederick Delius und Richard Strauss, aber auch die Tänzerin Isadora Duncan. Seinen Arbeiten lagen intensive biografische Recherchen zugrunde - und eine unbändige Lust am Spekulieren und Analysieren, am Schürfen in den Tiefen der Seelen. Hinzu kam eine unerschöpfliche Fantasie im Finden von Bildmetaphern und Szenen, die zusammengenommen das unverwechselbare Klima der Künstlerfilme von Ken Russell ausmachen.

Seinen Durchbruch als Filmemacher erlangte Russell mit dem Spielfilm «Liebende Frauen» nach D. H. Lawrence, in dem die sexuellen Leidenschaften und ihre Verdrängungen durch den Moralkodex einer bürgerlichen Mittelklasse ungeschminkt zur Darstellung kommen. Unübertroffen ist darin jene ländliche Picknickszene, in welcher eine Gruppe wohlzogener junger Briten einen scheinbar höflichen, in Wahrheit vollkommen obszönen Diskurs über die erotischste aller Früchte führt - die Feige. Mit diesem für den Oscar nominierten Streifen schuf sich Russell 1969 eine Basis, um weitere Künstlerfilme zu drehen. In seinem Tschaikowsky-Film «Genie und Wahnsinn» fokussierte er die Homosexualität des russischen Komponisten, lange bevor Dokumente an den Tag kamen, die belegen, dass Tschaikowsky aufgrund seiner Veranlagung von einem Ehrengericht zum Selbstmord gezwungen wurde.

Liszts Wahn

Auch sein berühmter Streifen «Lisztomania» kreist unverblümt um die Sexualität; aber er begreift sie nicht als individuelles Schicksal, sondern als gesellschaftliches Mal. Russell zeigt Liszt als frühen Superstar, der durch sein Klavierspiel und sein männliches Charisma einen Saal pubertierender Mädchen in wilde Ekstase versetzt. Russell dechiffriert das Virtuositentum Liszts als Männlichkeitswahn und reduziert in kühnen Bildinszenierungen Liszt auf den Musik-Macho par excellence - ins Gedächtnis eingebrannt hat sich eine Szene, in der Liszt mit einem riesigen Raketen-Phallus ins All rast. Im 1974 gedrehten Mahler-Film sind es gewagte politische Hypothesen, die den Film über die üblichen Musikedokumentationen erheben: Hier konstruiert Russell eine Begegnung zwischen

Mahler und Cosima Wagner, die als Nazi-Walküre gezeichnet ist und den ihr hörigen Mahler zwingt, seiner jüdischen Herkunft abzuschwören. Seine Hassliebe zum zur Verbindung von Faschismus und sexueller Perversion verbindet Ken Russell mit einem anderen und sonst kaum vergleichbaren Aussenseiter der Filmszene, mit Russ Meyer, der in seine unverblümt sexuell akzentuierten Riesentitten-Softporno-Streifen gern Szenen aus einem imaginierten Nazireich einschleuste.

Spätestens seit «Lisztomania» stand die Ikone des Popstars im Visier des filmenden Geschichtsphilosophen Ken Russell - der Popstar, den er keineswegs als Produkt der kommerziellen Kulturindustrie des 20. Jahrhunderts betrachtete, sondern schon im 19. Jahrhundert angelegt sah, als der Markt begann, für die Kunstproduktion bestimmend zu werden. Folgerichtig drehte Russell auch einen «richtigen» Popmusikfilm: «Tommy» mit Pete Townsend und der Gruppe The Who (Roger Daltrey, der schon Liszt gespielt hatte, war Tommy).

Bruckners Neurosen

Die späten Filme Russells - er ging in den achtziger Jahren in die USA, kehrte aber nach England zurück - sind ruhiger und weniger bildersüchtig gehalten. Mit «Gothic» versuchte sich Russell noch einmal mit einer extremen Mixtur aus Dokumentarischem und Fiktionalem; dieser teilweise am Genfer-See gedrehte Spielfilm von 1986 kreist um den romantischen Schriftstellerkreis um Lord Byron und Percy Shelley.

Das Genre Komponistenfilm holte Ken Russell wieder ein. 1990 drehte er einen Bruckner-Film, der den Zwiespalt Bruckners zwischen Askese und emotionaler Innenspannung in strenge Bilder einer neurotischen Persönlichkeit fasst; eindrücklich etwa die Szene, in welcher der unter Zählzwang leidende Bruckner minutenlang vor einer Häuserfassade steht und die Fenster zählt. Drei Jahre später folgte ein Dokumentarfilm über den tschechischen Komponisten Bohuslav Martinu, in dessen Zentrum die Flucht Martinus in die USA und der Heimatverlust stehen - ein Film über seine innere Einsamkeit und seelische Not, über die fremde Lebensart und das Fremdsein schlechthin.

«The Mystery of Doctor Martinu» ist heute um 19 Uhr im Stadtkino zu sehen (entgegen der Ankündigung ist Ken Russell verhindert). «Tommy»: heute und am Freitag ebenfalls im Stadtkino.

Dokumentarfilmer mit Phantasie. Der 1927 geborene britische Filmemacher Ken Russell.
Foto Keystone